

# Die Zähne hatten ihn wild gemacht



Heidelberg am Puls der Zeit: Die spannendste Oper des letzten Jahres „Berenice“ von Johannes Maria Staud. Im Bild Hagen von der Lieth und Aaron Judisch. Foto: Jochen Klenk

Bei der Münchner Biennale im vergangenen Jahr war es das spannendste neue Stück: „Berenice“ von Johannes Maria Staud. Und jetzt kommt es bereits ins Heidelberger Theater. Es ist also die zweite Inszenierung des Werkes, und als solche eigentlich wichtiger als die Uraufführung, denn sie entscheidet darüber, ob die Oper fürs Repertoire gewonnen oder für immer vergessen wird. Und was entscheidet darüber, ob sie ins Repertoire geht? Der zweite, der genauere Blick. Wir fragen uns: Welche Aspekte birgt die Oper, die bei der Uraufführung verborgen geblieben sind? Im Fall von „Berenice“ ist es die Ebene der Ironie, die den Horror bricht. Zwar ist Edgar Allan Poe ein Superstar der Literatur, doch auf der Bühne läßt sich die klassische Horrorgeschichte heute nicht mehr glatt erzählen – denn seit der Psychoanalyse wissen wir zu gut Bescheid.

Aber auch die gute alte Geisterbahn ist nicht totzukriegen. Ihr Aussehen mag sich wandeln, doch letztlich sind es immer noch die gleichen Gespenster, von denen die Menschen sich seit Jahrhunderten erschrecken lassen. Sich gerne erschrecken lassen: Das Gruseln ist ein Vergnügen. Der Tod – der heute mehr mit Tabu belegt ist, denn je – als ein kleiner Schock mit der Liebsten am Nachmittag. Das Gerippe klappert scheußlich schön, der Untote jault jämmerlich auf, spinnenfädiges Haar wischt ins Gesicht, glibberige Berührungen lassen eklig schauern: Sinnliche Eindrücke aus einer fremden Welt, die Widerhall finden in unserem Innersten. Aus dem gleichen Grund wird Edgar Allan Poe immer populär sein, der amerikanische Schriftsteller, der vor fast 200 Jahren geboren wurde und nach vierzig Jahren die Erde schon wieder verließ. Keiner vor ihm hatte die menschliche Seele so in die Tiefe vermessen wie er. Er spürte Urängste auf, die die Zivilisation längst verschüttet hatte. Ihm waren Dinge zugestoßen, von denen die Mehrheit der Menschen verschont bleibt, doch gelang es ihm, sie in Modelle zu gießen, die den Charakter von Ikonen bekamen: Wer könnte das Pendel je vergessen, wer den Untergang des Hauses Usher! Die erste Angebetete des fünfzehnjährigen Poe war die Mutter eines jüngeren Schulfreundes, die mit 31 elend an einem Gehirntumor zugrunde ging. Der körperliche Verfall der schönen

Frau verstörte ihn nachhaltig, und er pflegte nächtens den Friedhof zu besuchen, auf dem sie bestattet lag. „I could not love except where Death / Was mingling his with Beauty's breath“ dichtete der Jüngling Poe – und schon haben wir die Zutaten zu der Erzählung „Berenice“ zusammen. Poe schrieb sie mit 30, und indem er die eigenen Erfahrungen noch durch ein paar besonders abgelegene Perversionen steigerte, gestaltete er hier eines seiner fesselndsten Szenarien.

Die Geschichte ist nicht lang. Der Erzähler, Egäus, berichtet von seiner absonderlichen Familie und seiner hübschen Cousine Berenice, mit der er zusammen aufwuchs. Doch der Bücherwurm hatte kein Auge für sie, solange sie die Schönste war weit und breit – erst als die Schwindsucht sie dahinzuraffen begann, verliebte er sich und wollte sie sogar heiraten. Genauer gesagt: es waren ihre Zähne, die ihm, dem verklemmten Monomanen, zum Fetisch wurden. Und plötzlich war Berenice tot. Die Umstände, unter denen ihr Leichnam zuletzt gesehen wurde, sind es, die den Horror auslösen: Man hat ihm alle Zähne ausgebrochen, und Egäus begreift, daß er selbst das Ungeheuerliche getan haben muß, denn schon purzeln sie alle 32 aus einem Kästchen heraus, das er umklammert hält.

In dieser Erzählung sind viele Motive versammelt, die an dunkle Seiten erinnern, wie sie in jedem Menschen angelegt, wenn auch nicht entwickelt sind. Edgar Allan Poe sezziert die menschliche Seele mit Meisterschaft, und so ist es kein Wunder, daß seine Modelle von jeder Generation neu entdeckt werden. Der österreichische Komponist Johannes Maria Staud war 29, als er beschloß, diese Erzählung für die Musik zu gewinnen: zunächst für eine Gesangsszene, in deren Mittelpunkt Berenice steht, die ihr eigenes Verschwinden beobachtet, dann für eine Oper, in deren Mittelpunkt diese Gesangsszene steht.

Doch wie gestaltet man heutzutage eine Horroroper? Alles an Gruseleffekten Denkbar ist durch den Film längst ausgereizt – auf der Opernbühne würde das nur wie ein müder Abklatsch wirken. Aber das Theater hat andere Mittel, die Mittel der Verfremdung und der Ironie. Die Dreigroschenoper ist das Modell dafür: Bertold Brecht und Kurt Weill fan-

den einen Weg, der aus dem Pathos des 19. Jahrhunderts und des Naturalismus herausführte und scharfe Kritik mit bester Unterhaltung verband. Und in letzter Zeit haben die Tiger Lillies mit „Shockheaded Peter“ das auf aktuelle Art wiederholt. Die Kunst besteht darin, daß dem Zuschauer im rechten Moment das Lachen im Hals stecken bleibt.

Johannes Maria Staud und Durs Grünbein spalten die Hauptfigur Egäus auf in zwei: den Sänger (Aaron Judisch), der die Situation erleidet, aber nicht verstehen kann, und den Schauspieler (Hagen von der Lieth), der ihn zwingt, die Realität wahrzunehmen, gewissermaßen der personalisierte Erinnerungsprozeß. Der eine singt opernhafte und verkörpert die emotionale Seite, der andere analysiert nüchtern, ja manchmal sogar sarkastisch. Das Zusammenwirken beider Kräfte erzeugt den typischen Poe'schen Strudel, der den Zuschauer magisch hineinzieht in das Geschehen.

Dieser Maelstrom der Ereignisse wird gebrochen durch einen Kunstgriff des Dichters Durs Grünbein. Als Beobachter sitzt Edgar Allan Poe (der Schauspieler Alexander Peutz) mit auf der Szene, träumend und dösend, bis er aus seiner Passivität herausgerissen wird durch seine Muse den Vamp (die Mezzosopranistin Carolyn Frank): „Ich saug dir die Adern aus durchs Papier!“ Wir sind also gleichzeitig an der Entstehung der Novelle beteiligt, die einerseits aus Herzblut genährt wird und andererseits sich verselbstständigt zu einem Kunstprodukt. Je näher Egäus der Erkenntnis kommt, je mehr die Geschichte sich ihrem Ende nähert, desto mehr söhnt sich Poe mit seinem Vampir aus, bis er schließlich den Verzicht eingesteht: „Bewußt oder unbewußt – am Ende ist Schluß. Je eher du aufgibst, um so besser für dich.“

Und Berenice, die Titelfigur? Sie ist ja schon tot, wenn die Oper beginnt und Egäus von den Familiengeistern (eine verteuflte schwierige Aufgabe für den Chor!) unter Beschuß genommen wird: Dieser Lump hat Schande über die ganze Familie gebracht! Berenice (die Sopranistin Maraila Lichti) trällert fröhliche Lieder, denn sie hat ja schon alles hinter sich. Immer wieder hatte sie versucht, den verklemmten Cousin, mit dem sie aufwuchs, aus der Reserve zu locken, aber der hatte sich hinter seinen Büchern verschanzte. Erst als sie an Tuberkulose erkrankte und verfiel, begann er sich für sie zu interessieren. Und dann waren es ihre blendend weißen Zähne – das einzige, das dem Verfall standhielt – das ihn so sehr faszinierte, daß es ihm zum Fetisch wurde. „Nicht das Weib hat ihn heiß gemacht. Nein, ihr Reißzeug allein.“ höhnt der Vampir.

Was aber wäre eine Oper ohne die großen Gefühle? Schon immer waren es die Kontraste, die den Komponisten Staud faszinierten, ob in seiner Instrumentalmusik oder in dieser seiner ersten Oper. Klänge, die an Kabarettmusik der 30er Jahre erinnern, unterbrechen frech die moderne Musik; groovende Orchesterhythmen kippen unvermutet in einen Strudel atonaler Akkorde. Und Berenice, die eben noch unbekümmert den Tonfall eines Popsongs nachgeahmt hatte, bricht in der Mitte der Oper aus in eine große Arie über das eigene Verschwinden. Sie hatte das Leben so geliebt, jetzt wird sie es verlieren. Dies ist der emotionale Mittelpunkt der Oper „Berenice“, ein grandioses Lament wie aus der Tradition der Barockoper. Grünbeins Text, Stauds Partitur wecken viele und gegensätzliche Assoziationen, die dem neuen 1. Kapellmeister Noam Zur und dem Regisseur Christian Spuck das Spielmaterial liefern. Und so wird jeder Zuschauer am Ende ein anderes Stück wahrgenommen haben. Dafür gehört es aber auch ihm ganz alleine.

Bernd Feuchtnner

# Premierenmarathon im zwinger1

Das Neue im Schauspiel hat am Theater und Philharmonischen Orchester der Stadt Heidelberg einen eigenen Ort: den „zwinger1“ in der Zwingerstraße, wie das ehemalige Werkraumtheater jetzt heißt. zwinger1 ist die Spielstätte für junge Autoren und Regisseure, für Uraufführungen, Crossover-Projekte, Showformate und Stückentwicklungen, schnelle Schüsse und Experimente. Zwinger1 ist der Ort für die abenteuerlustigen Zuschauer, speziell auch für das junge Publikum. In einem atemlosen Premieremarathon kamen im Oktober bereits vier Inszenierungen heraus, die die Bandbreite der neuen Spielstätte – ganz in Gold – ausloten. Zwinger1-Leiterin Martina Grohmann rekapituliert, was bisher geschah:

Goldene Worte und goldene Lieder hatte die jüngste Premiere „Planet Porno“ am 28.10 zu bieten. Die Show spielt mit TV-Formaten à la „Wetten daß“ und mit allem, was dazugehört, nämlich DEN Promis aus Center Court, Konzerthallen, Laufsteg und Prime Time. Hinzu kommt ein Pianist im Frack. In „Planet Porno“ sprechen deutsche Größen wie Boris Becker, Franziska von Almsick, Steffi Graf, Wolfgang Joop und Heidi Klum über ihre Träume, über ihr Scheitern, über das Geheimnis ihres Erfolges – also alles, was wichtig ist. Und haben Sie schon einmal Wolfgang Joop Udo Jürgens-Balladen singen hören? Im zwinger1 wird es möglich. Natürlich: Schauspieler leihen den Promis ihre Stimmen. Aber alle Texte und Lieder sind original. Das satirische Kultprogramm „Planet Porno“ von Patrick Wengenroth aus Berlin steht jetzt fest auf dem Heidelberger Spielplan im zwinger1.

Das Gegenstück zu Show und Satire im Spielplan ist der gewaltige Sprechakt „4.48 Psychose“. Es ist der beklemmende Monolog einer Verzweifelten, die nicht leben kann und nicht sterben will. Es spricht eine im goldenen Käfig unserer europäischen Erfolgsgesellschaft Gescheiterte. „4.48 Psychose“ ist gleichzeitig das Vermächtnis der jung verstorbenen legendären englischen Dramatikerin Sarah Kane. Barbara Wurster, neu im Schauspielensemble, spielt ihre furiose Solosymphonie in einer Inszenierung des jungen Berliner Regisseurs Sebastian Schug.

Noch vor diesem Gegenwarts-Klassiker eröffneten eine Uraufführung und eine deutschsprachige Erstaufführung den zwinger1. Zwei Stücke von zwei neuen Autoren, die beim Heidelberger Stückemarkt 05 durchstarteten: „Kamikaze Pictures“ von Jan Liedtke verschränkt Love-Parade, Kunstaktion, Film und Theater: „Wo ist Linda?“ – diese Frage war in Berlin auf Straßen und Hausmauern gemalt, illustriert mit „Lindabildern“ – ein Künstler hatte aus der ganzen Stadt seine Galerie gemacht. Er dokumentierte so eine verzweifelte, amoklaufende Liebe zur verschwundenen Linda. Ob diese Suche Fiktion oder Wirklichkeit ist, blieb dabei das Rätsel. Jan Liedtke hat aus dieser wirklichen Geschichte ein Theaterstück gemacht und darüber hinaus für die Heidelberger Uraufführung selbst einen Film gedreht. Wulf Twiehaus inszenierte das Stück im „Fear and Loathing in Las Vegas“-Rhythmus als schnelles Stück mit schnellen Schnitten, im Drogen-, Liebes- und Karrierewahn. Linda ist Projektionsfläche, Utopie, die goldene Zukunft, die nur in der Imagination hält, was sie verspricht. Dazu lieferte Twiehaus den passenden Soundtrack zum Thema „Wer ist echt?“ – „Wer ist DIE Linda?“, nämlich ausschließlich ungewöhnliche Coverversionen von Kultsongs der 80er und 90er Jahre.

„Der Wunsch, ein anderer zu sein“ spiegelt sich auch in der Tanz-Schauspiel-Produktion „Vater oder Die Anatomie eines Mordes“. Das Stück erzählt einen beklemmenden Familienkrimi, den tragischen Verlauf einer Ersten Liebe, den Verlust



„4.48 Psychose“ von Sarah Kane. Im Bild Barbara Wurster. Foto: TH

der „goldenen“ Kinderzeit. Umgesetzt ist die Inszenierung mit jeder Menge groteskem und schwarzem Humor, der vor allem im Miteinander von Schauspiel und Tanz entsteht. Mit vier Tänzern und drei Schauspielern haben der Baseler Regisseur und Musiker Tom Schneider und die Leiterin unseres Tanztheaters, Irina Pauls, eine neue Erzählform und eigene Sprache entwickelt. „Vater oder Die Anatomie eines Mordes“ wurde mit dem Europäischen Autorenpreis des Heidelberger Stückemarktes 05 ausgezeichnet. Autor ist der ungarische Dramatiker Csaba Mikó. Er nennt sein Stück im Untertitel „Erinnerungssinfonie“ und beschreibt es als „Sprechoper“.

Als solche läßt das Stück die idealen Freiräume für assoziative Bilder, die sich über die gesamte Länge des zwinger1 großzügig verteilen. Gespielt wird nämlich im Cinemascope-Format. Das ermöglicht die neue Raumgestaltung, die nicht nur aus der Blackbox eine Goldbox werden ließ, sondern durch mobile Zuschauertribünen immer neue Spielrichtungen möglich macht. Für jede Inszenierung also ein neuer Blick auf den Raum – denn: alles ist möglich.

Bühnenbildnerin Susanne Schwieter hat den Grundraum entworfen,

der die ganze Spielzeit prägen wird. Es ist: der ultimative Wunschaum in Gold, gemäß dem Spielzeitmotto „Sehnsucht – Der Wunsch, ein anderer zu sein“. Ein Kulissensatz, in dem man die einzelnen Elemente immer neu kombinieren kann, sodass in kürzester Zeit, aus dem Raum wieder ein anderer wird. Die Kulissen sind 13 Wände. Sie zeigen von der Glühbirnen-Showwand über Wohnzimmer bis zum Wolkenhimmel, lauter Sehnsuchtsorte. Dreht man sie um, bleibt simple Pappe. „Protect me from what I want“ steht quer über die Wand im zwinger1. Die Kehrseite aller goldenen Wünsche – das Paralleluniversum zur „großen“ Städtischen Bühne.

Tapetenwechsel gab es auch im neu gestalteten zwinger-foyer. Hier lädt Giuseppe zum Aperitif und Digestif – vor und nach der Vorstellung. Einführungen und Publikumsgespräche finden im lounge-Bereich unterm Dach statt, es gibt Previews am Sonntag Vormittag, bei denen das Publikum mit Regieteam und Schauspielern frühstücken kann und öffentliche Premierenfeiern.

Das Theater fürs Lebensgefühl und für alle, die auf Goldsuche sind!



Wo ist Linda? – „Kamikaze Pictures“, Uraufführung von Jan Liedtke. Im Bild Christina Lisperoglou und Frank Wiegard. Foto: Theater